RAFAEL CHIRBES

SPANIEN-TRILOGIE

KUNSTMANN

VERLAG ANTJE
KUNSTMANN

RAFAEL CHIRBES

DIE SPANIEN-TRILOGIE

Der lange Marsch
Der Fall von Madrid
Alte Freunde

Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz

Verlag Antje Kunstmann

INHALT

DER LANGE MARSCH
TEIL I: DAS EBRO-HEER
KAPITEL 1
KAPITEL 2
KAPITEL 3
KAPITEL 4
KAPITEL 5
KAPITEL 6
KAPITEL 7
KAPITEL 8
KAPITEL 9
KAPITEL 10
KAPITEL 11
KAPITEL 12
KAPITEL 13
KAPITEL 14
KAPITEL 15
KAPITEL 16
KAPITEL 17
KAPITEL 18
KAPITEL 19
KAPITEL 20
KAPITEL 21
KAPITEL 22
KAPITEL 23
KAPITEL 24
KAPITEL 25
TEIL II: DIE JUNGE GARDE

KAPITEL 26
KAPITEL 27
KAPITEL 28
KAPITEL 29
KAPITEL 30
KAPITEL 31
KAPITEL 32
KAPITEL 33
KAPITEL 34
KAPITEL 35
KAPITEL 36
KAPITEL 37
KAPITEL 38
KAPITEL 39
KAPITEL 40
KAPITEL 41
KAPITEL 42
KAPITEL 43
KAPITEL 44
KAPITEL 45
KAPITEL 46
KAPITEL 47
KAPITEL 48
KAPITEL 49
KAPITEL 50

DER FALL VON MADRID
DER MORGEN
KAPITEL 1
KAPITEL 2
KAPITEL 3
KAPITEL 4
KAPITEL 5
KAPITEL 6

KAPITEL 7
KAPITEL 8
KAPITEL 9
DER NACHMITTAG
KAPITEL 10
KAPITEL 11
KAPITEL 12
KAPITEL 13
KAPITEL 14
KAPITEL 15
KAPITEL 16
KAPITEL 17
KAPITEL 18
KAPITEL 19
KAPITEL 20

ALTE FREUNDE
KAPITEL 1
KAPITEL 2
KAPITEL 3
KAPITEL 4
KAPITEL 5
KAPITEL 6
KAPITEL 7
KAPITEL 8
KAPITEL 9
KAPITEL 10
KAPITEL 11
KAPITEL 12
KAPITEL 13
KAPITEL 14

DER LANGE MARSCH

Roman

Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz

TEIL I

DAS EBRO-HEER

Es war vier Uhr morgens an einem Tag im Februar. Trotz der geschlossenen Fensterläden war der Wildbach hinter dem Haus zu hören. Mehrere Tage hintereinander hatte es geschneit, dann war die Sonne durchgebrochen, danach hatte es geregnet, und jetzt führte der Bach viel Schmelzwasser und riss unter großem Getöse verdorrte Äste und Steine mit sich. Im Haus war eine besondere Aufregung zu spüren. Die Frauen kamen in die Küche und verließen sie mit dampfenden Töpfen, und im Kamin loderte ein mächtiges Feuer, das die Szene rötlich einfärbte, das Licht der Deckenlampe und auch der Lampe über dem Tisch übertönte, auf den, schweigsam und bewegungslos, ein gut dreißigjähriger Mann die Ellbogen stützte. Um die Schultern hatte er eine gestreifte Decke gelegt. Er saß auf der langen Holzbank, die zwei der vier Wände des Raumes säumte und einen Winkel bildete, in den sich der Tisch einfügte. Zu seiner Rechten rauchte ein anderer Mann eine Zigarette. Er war doppelt so alt, beider Gesichter aber waren – abgesehen von den Unterschieden, die das Alter mit sich brachte – fast identisch: so nebeneinander gesehen, hätten die beiden als Modell dienen können für einen der im Barock so beliebten moralisierenden Stiche, auf denen mit den Lebensaltern das Vergehen der Zeit am Körper der Menschen symbolisch dargestellt wurde. Wo sich die Züge des Sohnes noch der Linie des Kiefers und der Backenknochen anschlossen, verbreiterten sich die des Vaters, wurden in ihrer Zeichnung verschwommen und dadurch eher formlos; auch die Nase des Vaters sah aus, als hätte die des Sohnes gewissermaßen an Halt verloren und wäre zusammensinkend in die Breite gegangen. Die rosig gesunde Farbe der Wangen des Jüngeren war auf dem

Gesicht des Alten ins Purpurne übergegangen und wies, vor allem seitlich der stumpfen Nase, Flecken von geplatzten Äderchen auf. Die blauen Augen waren jedoch von gleicher Lebendigkeit, obwohl die des Vaters eingesunken und, umgeben vom Saum dünner Wimpern, in die Feuchtigkeit des Tränensekrets getaucht waren, vielleicht aber gerade deshalb mit größerer Intensität zu glänzen schienen. Beide Körper strahlten eine unmäßige, fast rohe Kraft aus. Die machte sich in der Stimme des Jüngeren Luft, als in der Tür, die den Rest des Hauses mit der Küche verband, ein barfüßiges Kind in einem grün-weiß gestreiften Schlafanzug erschien. »Ich hab dir doch gesagt, dass ich dich hier nicht sehen will, Lolo. Du gehst jetzt sofort ins Bett und bleibst da, bis es Zeit ist, zur Schule zu gehen«, sagte der Mann. Der Junge kam nicht dazu, ein Wort zu sagen, obwohl er den Mund schon geöffnet hatte. Er machte kehrt und tauchte in die Dunkelheit des Ganges ein. Sein Erscheinen hatte das Bild vom Vergehen der Zeit abgerundet. Denn das Gesicht war das der beiden Männer, vor vielen Jahren gesehen. Die drei Lebensalter. »Und Sie sollten sich auch hinlegen, Vater«, fuhr der junge Mann, nun in einem anderen Ton, fort. Der Alte machte keinerlei Anstalten zu antworten. Er führte die Zigarette an die Lippen, nahm einen tiefen Zug, stieß eine Rauchwolke aus und griff dann mit der rechten Hand das Kaffeeglas und trank einen Schluck. Der Kaffee im Glas dampfte. Die Gegenstände erschienen verzerrt im Wechselspiel von Licht und Schatten, das vom Kaminfeuer ausging, und dann und wann, wenn die Flammen an den feuchten Scheiten leckten, war ein Pfeifen zu hören und, ebenfalls nah, das Tosen des Wildbachs. Es war noch stockfinster. Wahrscheinlich brannten in keinem anderen Haus in Fiz die Lichter. Und vermutlich liefen in dieser Nacht nicht einmal die herrenlosen Tiere über die vom winterlichen Sturm

gepeitschten Straßen und das Grenzgebiet zwischen dem Wald und den abseits liegenden Häusern, die nichts als eine Schattenmasse unter dem mondlosen Himmel waren. Manuel Amado hatte sich die gestreifte Decke kurz zuvor übergeworfen, als er durch die Hintertür hinaus zum Pferch gegangen war, um zu pinkeln. Draußen hatte er bemerkt, wie kalt es war und dass ein feiner Schneeregen einsetzte, der kaum zu spüren war, ihn jedoch in die warme Küche zurücktrieb. Ein neuer Optimismus beflügelte ihn. Der Unterschied zwischen Außen- und Innentemperatur hatte ihm ein Gefühl von Sicherheit gegeben. Er fühlte sich als Herr und Besitzer dieses angenehmen, vom Küchenfeuer geschaffenen Klimas und alles dessen, was es einhüllte: die riesigen Töpfe, in denen das Wasser kochte, die weißen Laken auf dem Bett im Obergeschoss, von wo man Schritte hörte; seine Frau lag dort und sollte mit Hilfe der Hebamme und seiner ledigen Schwester Eloísa, die bei ihnen wohnte, erneut gebären. Vom Pferch zurückkommend, hatte er seinen Vater betrachtet, der einst das solide Steinhaus gebaut hatte, und er, der Sohn, führte dieses Werk fort, das eines Tages ihm gehören würde; er fühlte sich als Herr über die Granitmauern, das Schieferdach, die strohgewärmten Stuben, die Teller aus Ton, den Nussbaumtisch, das in der Speisekammer verwahrte Trockenfleisch, das Schmalz vom letzten Schlachtfest, die Würste in den Einwecktöpfen, über die Kühe, die in dem Stall im unteren Teil des Hauses muhten, die Hühner, die er, als er hinausgegangen war, sich im Gehege hatte regen hören. Er empfand für das alles eine zufriedene Zärtlichkeit, und mit ihr, mit der Sicherheit, die sie ihm gab, kam die Gewissheit, dass bei der Entbindung alles gutgehen würde. Sein zweites Kind, das schon seit Monaten im Inneren der Mutter lebte und das er, Ohr und Hand an Rosas aufgeschwollenem Leib, gehört und gespürt

hatte, und das jetzt gleich ans Licht kommen musste, dieses Kind würde ein neu hinzugefügtes Teil des Familienwerks sein, so wie er selbst ein Stück des Werks gewesen war, das sein Vater, die Arbeit der Großväter aufnehmend, fortgeführt hatte; und die Zukunft, wenn auch noch in fernem Dunst liegend, erschien ihm in neuen, hoffnungsvollen Farben. Er liebte dieses Kind, das zweite, das ihm gewährt wurde und das, auch schon vor der Geburt, seiner helfenden Kraft am meisten bedurfte. Auch er war der Zweitgeborene gewesen und hatte vielleicht deshalb zusätzliche Gründe, es zu lieben. Als Lolo – so nannte man im Haus den Jungen, der ab heute der Älteste sein sollte und der, wie er selbst, Manolo hieß – in der Küchentür erschienen war, hatte Manuel Amado das Antlitz seines Vaters und das seines Erstgeborenen mit einem Blick erfassen können, und er war zufrieden gewesen, so wie er auch beim Wasserlassen in der dunklen Nacht Zufriedenheit verspürt hatte. Vom Strahl seines Urins war eine Wärme emporgestiegen, von der Erde als Dampf zurückgegeben, und diese Wärme war Ausdruck des Lebens, das er in sich trug: Es war ihm, als ob die beiden Szenen aufeinander bezogen wären; er, der in der Dunkelheit urinierte, seine Kraft auf den Mist im Pferch fallen ließ, und oben seine Frau, ihr Bett umgeben von Gefäßen voll kochenden Wassers, vom Dunst des Räucherwerks und dem Aroma der Kräuter, die in dem Kohlebecken schmorten; sie hatte teil an seiner Kraft, dieser inneren Kraft, die das, was nun geboren werden sollte, gezeugt hatte, und der anderen Kraft, die jene Landschaft der Gewissheit erschaffen hatte, die sie umgab. Er fühlte sich stark, als er zu dem Alten sagte: »Vater, gehen Sie schlafen«, als gewähre er ihm das großzügige Geschenk des Ausruhens nicht nur für diese Nacht, sondern für alles, was kommen mochte. Ohne sich dessen

ganz bewusst zu sein, ließ er ihn wissen, dass nunmehr allein er, der Sohn, über die notwendige Kraft verfügte, den Reichtum des Hauses zu mehren. Er war sich seiner so sicher, dass er in eben dem Augenblick die Gewissheit zu haben glaubte, dass, was da kam, wieder ein Junge sein musste, und er wusste, welchen Namen er ihm zu geben hatte. Seine Frau und er hatten bei mehreren Gelegenheiten besprochen, welchen Namen sie nehmen sollten für den Fall, dass es ein Mädchen wäre – was seine Frau wünschte –, oder falls es, so wie er es wollte, wieder ein Junge würde, und sie waren sich noch nicht einig geworden. Jetzt, in diesem Augenblick, beschloss er den Namen und auch, dass es nicht mehr wichtig war, ob seine Frau ihn gut fand oder nicht, immerhin wusste er, dass sie, wenn er ihr unzweideutig seinen Willen kundtat, nichts dagegen einwenden würde. Er sollte Carmelo heißen, in Erinnerung an den Bruder, der ihm, dem Zweitgeborenen, vorangegangen war. Dessen Lebenskraft war in der fernen Steinödnis von Tafersit nutzlos vergeudet worden, ein Ort, den er, Manuel Amado, als er zum Militärdienst nach La Coruña beordert wurde, in kaum noch lesbarer Schrift auf einer alten Karte von Marokko entdeckt hatte, die in der Offiziersmesse der Kaserne hing. Tafersit. Dieser winzige schwarze Punkt auf der Landkarte hatte Carmelos Blut getrunken, das nicht einmal dazu getaugt haben dürfte, irgendein Kraut wachsen zu lassen: Carmelo hatte ihnen die Trockenheit jenes wüstenhaften Orts beschrieben, die unfruchtbaren Dünen, die Steine, die Sonne, die unversöhnlich die Böden schlug, auf denen sich Skorpione krümmten, das unheilvolle Lachen der Hyänen, das die Stille der Nächte brach. Dort war er für immer geblieben. Niemand schaffte die Leiche von Carmelo Amado Souto fort, um sie irgendwo würdig zu bestatten, noch schickte jemand den Angehörigen seine Sachen. Einige Zeit lang

hatten sie unter dem Dach dieses Hauses die Hoffnung gehegt, dass er, von den Truppen Abdelkrims gefangen, bei einer Kampfaktion oder bei einem Gefangenenaustausch befreit und zurückgebracht würde, doch das Vergehen der Monate nahm ihnen diese Hoffnung. Abends klagte die Mutter um den verschwundenen Sohn, wenn sie in der dämmrigen Küche Kartoffeln schälte, Mais entkörnte, die abgetragenen Unterhosen stopfte, Socken ausbesserte und Pullover strickte. Sein Vater reiste vergeblich nach Lugo und auch nach La Coruña auf der Suche nach jenem Leichnam, der Manuel in seinen Träumen erschien, den Mund voller Sand. Nachts, im Schlaf, sah er diese Leiche, und er hörte den Sand zwischen ihren Zähnen knirschen und wachte schwitzend in dem Schlafzimmer auf, in dem die beiden Brüder das Bett geteilt hatten, bis Carmelo zum Militär gegangen war. Damals, in den langen Winternächten, als der Leichnam sich neben ihn legte und knirschend klagte, so wie der Wind wohl in der endlosen Wüstenlandschaft klagte, dachte Manuel, dass die Dinge auf geheimnisvolle Weise die Präsenz derer bewahren, die sie – Kleider, Räume, Plätze – benutzt haben, und dass dieser Traum sich wiederholte, um sich all dessen zu bemächtigen, was der Tote oft benutzt hatte: das Bett, das Waschbecken aus weißem Steingut, die Seife, den Spiegel in seinem Nussbaumrahmen, das Foto, das den kleinen Carmelo auf einem Papppferdchen zeigte, zweifellos ein Requisit des Fotografen aus Lugo, in dessen Studio das Bild aufgenommen worden war und dessen Unterschrift in einer Ecke des gelblichen Kartons zu sehen war. Die Leiche seines Bruders, die den Tag über friedlich zu schlafen schien, wachte nachts auf und kam, ihm den Schlaf zu rauben; knotige Finger umklammerten Manuels Schulter, und traurig knirschte der Sand zwischen den Zähnen. In seiner Verlassenheit, in den langen Stunden des

Schweigens unter der Erde hatte Carmelo Amados Leichnam womöglich Zeit gehabt wahrzunehmen, dass hinter dem untröstlichen Leid seines Bruders sich etwas ganz anderes regte: nicht Genugtuung noch Freude, sondern nur ein bescheidenes und trauriges Gefühl der Erleichterung, als er erfuhr, dass Carmelos Tod ihn zum Erstgeborenen machte und ihm damit den ungewissen Horizont einer unersehnten Ferne, unbekannter Landschaften und auch Menschen ersparte, die, in auffällige Kleider gehüllt, mit fremdartigem Akzent sprachen. Er hatte bei Kirmesfesten die drei Indianos der Gegend gesehen, die in Übersee zu Reichtum gelangten Heimkehrer. Einer von ihnen lebte in dem großen Haus an der Plaza von Fiz; sie unterhielten sich, redeten gleichzeitig aufeinander ein, trugen weiße Kleidung, um den Hals hängende Schals und auffallende Panamahüte. Die Kinder gafften sie neugierig an und liefen um sie herum, während die Frauen und die Erwachsenen wisperten und ihnen scheele Blicke zuwarfen, in denen sich der Neid und die Angst vor dem Fremden mischten. Was hatten diese ermatteten Augen gesehen? Was hatten diese Hände mit den hervortretenden Adern berührt? Was hatten diese welken Münder wohl verzehrt und geküsst? Im Garten des Indiano von Fiz wuchsen fremdartige Pflanzen mit prächtigen Blüten: Glyzinien, Jacarandás, die an Fleischliches und Teuflisches denken ließen. Einer von ihnen hatte eine Frau mit zimtfarbener Haut und blitzenden Augen geheiratet; sie trug farbenfrohe Kleider, ein Kontrast zum monotonen Schwarz, in das sich die Frauen des Städtchens im Alter hüllten. Sogar zur Kirmes kamen sie mit ihrem Personal und ließen sich bedienen; doch La Mulata, so wurde sie im Ort genannt, nahm dann persönlich die Flasche von der Farbe durchsichtigen Goldes aus einem Behälter, in dem der Wein in Eis getaucht

abkühlte, und lächelnd kredenzte sie ihn den Männern in hauchdünnen Kristallkelchen mit feinem Schliff. Das Gold der Kelche leuchtete in der Sonne wie eine Versuchung, und Manuel war unwiderstehlich angezogen von diesen Ritualen, die sich vor aller Welt, aber leicht abseits von der zur Kirmes gekommenen Menge vollzogen und den geheimnisvollen Regeln einer Kongregation zu gehorchen schienen. Manuel hatte die Warnung in diesem unheilversprechenden Schauer vor dem Unbekannten – den der Anblick der Indianos in ihm auslöste und der Schuldgefühle in ihm weckte – zum ersten Mal deutlich vernommen, als er mit seinem Vater nach La Coruña gefahren war und sie bei Einbruch der Nacht in einem bescheidenen Gasthof hinter der Calle Real einkehrten. Den ganzen Tag über hatte er in endlosen Gängen mit fahlgrün gestrichenen Wänden gesessen und gewartet, wäh rend sein Vater Militärs aufsuchte, die Verwandte von Verwandten oder von Nachbarn und Bekannten aus Fiz waren, und als es Abend wurde, war er mit seinem Vater die Kais am Hafen abgelaufen; er hatte die Schönheit des Meeres von den hochgelegenen Gärten aus bewundern können, wo ein Engländer begraben lag, der – auch er – gekommen war, um fern seiner Heimat zu sterben; er hatte die schreckliche, weiße Vollkommenheit jener riesigen Schiffe gesehen, die mit Amerika ihr Geschäft machten, in ihren Bäuchen eine Fracht von Elend, Verzweiflung, aber auch von Hoffnung. Als es dunkel wurde, hatte er die Schatten derjenigen gesehen, die sich am nächsten Tag einschiffen sollten und nun zwischen Bergen von Frachtstücken und den Kränen am Kai einen Schlupfwinkel für die Nacht suchten; und, als sie schon in der Pension waren, hatte ihn die Traurigkeit der Esser am Tisch angesteckt, die von Amerika mit eben dem Grauen sprachen, das auch sein Bruder empfunden haben musste,

als er den Tod unter der sengenden Sonne nahen sah, die er in seinen Briefen beschrieben hatte. In jener Nacht hatten sein Vater und er in einem Zimmer mit nur einem etwas breiteren Bett geschlafen, und er war, während er die Wärme seines Vaters spürte und das Gewicht seines Armes, der sich im Morgengrauen um ihn legte, und das mühselige Atmen des Rauchers hörte, erleichtert gewesen, weil er sich nun, nach Carmelos Tod, nicht mehr auf diese Reise ins Unbekannte machen musste; er wusste, dass sein Leben sich auf einer vertrauten Landkarte einschreiben würde: der Weg durch den Eichenwald, der dunkle Stein der Wallfahrtskapelle und die Festabende zwischen den dampfenden Ständen der Schankfrauen aus Ribadeo, der Pferch mit den Kühen, die Weide, die sich bis zum Wildbach senkte, der silbrige Glanz der Forellen und die kalte Flamme des Lachses zwischen den Steinen. Daheim wurde in der Schrankschublade das von seinem Bruder geschickte Foto verwahrt, aufgenommen im Studio eines Fotografen aus Melilla, wie die gepunzte Signatur in der unteren linken Ecke zeigte. Auf die Hintergrundkulisse waren eine Palme, einige Basarbuden und ein Kamelpaar gemalt. In seinem ersten Brief hatte Carmelo die Überfahrt so beschrieben, als sei er der erste Seefahrer der Geschichte: die endlose Wasserfläche, das Unwetter, das sie am Kap San Vicente einholte, das dräuende Profil von Gibraltar und, hinter Kap Espartel, das weiße Häusermeer von Tanger, wie eine Ankündigung des Landes, das ihn erwartete, eingehüllt in einen Schleier von Geheimnissen und gespickt mit Drohungen; er schrieb, wie trostlos ihn die Küste von Almería, die unter der Sonne glühenden Hafenanlagen und die Hütten von La Chanca gestimmt hatten, die zwischen ein paar Pflanzen mit stacheligen Blättern den kahlen Berghang hinaufkletterten, davor das unheimliche Gemäuer der Burg. »Hier trocknet ein Galicier

wie Dörrfleisch«, schrieb er im ersten Brief an seine Mutter, »ich versichere Dir, an dem Tag, an dem ich zu Hause durch die Tür komme, werdet ihr glauben, ein echter Mohr kommt, und dabei habe ich Afrika noch nicht betreten. Ich bin schwarz wie Schuhleder.« Er hatte Afrika noch gar nicht betreten. Er hatte nur sein Soldatenkleid angelegt, seinen Rucksack geschultert und sich den Befehlen unterworfen, die, auf Spanisch gegeben, für ihn schwierig zu verstehen waren; er verstand auch nicht, aus welchem Grund die Offiziere sie erst antreten, dann aus dem Glied treten ließen, warum sie gestikulieren, auf der Stelle treten und alle gleichzeitig das Gewehr heben und senken sollten. Aus den Augenwinkeln hatte er die Augen der Frauen von Almería gesehen, die sich hinter den Rollläden versteckten, wenn sie die Soldatentrupps durch die Gassen der Oberstadt heraufkommen sahen. »Am Tag, an dem ich zu Hause durch die Tür komme, werdet ihr meinen, ein echter Mohr tritt ein.« Doch Carmelo Amado kam niemals mehr durch die Haustür, noch setzte er sich in den Schatten der Kastanie zum Mundharmonikaspielen (Hohner: Die Marke war in das Etui geprägt und auch auf den glänzenden Rücken des Instruments). Ob die Mundharmonika, die mit ihm verschwunden war, noch irgendwo erklang? Wer blies auf ihr? Welche Hände hielten sie? Welche Musik tönte aus ihr? Und Carmelo belebte auch nie mehr mit seinen Gesprächen die Winterabende am Kamin. Nicht einmal in Form von Nachrichten kehrte die Erinnerung an ihn zurück. Nichts als ein mit Amtsstempeln verschmiertes Dokument, auf dem die Wendung »im Gefecht vermisst« zu lesen war. Das war alles, was die Rückflut des fernen Krieges von ihm zurückbrachte. Ein paar traurige Tintenkleckse. Ein Name und ein paar dunkle Sätze. Nicht mehr. Sie warteten noch Monate auf ihn, doch auch als der Krieg vorbei war, kam er nicht zurück. Die

Jahre vergingen, Manuel wurde ein Mann, und Carmelo löste sich allmählich in Dunst auf: Er war nur noch ein kodifiziertes System von Gesten und Worten, an die sich jemand erinnerte, ein konditionales Wenn (»wenn er das gesehen hätte«, »wenn er hier gewesen wäre«, »wenn ihm das passiert wäre«), das gegenwärtigen Ereignissen Möglichkeitsformen entgegenstellte, ein paar Fotos, die dazu beitrugen, dass der Dunst sich nicht ganz auflöste, die Schrift in seinen Briefen, unregelmäßig, ungelenk, sie hob den Gott der Erinnerungen von seinem Sockel und verwies ihn in den beschränkten Raum eines ungebildeten Bauern zurück, der allzuoft die Regeln des Satzbaus und der Rechtschreibung verletzt hatte. Niemand konnte über ihn Auskunft geben. Der Umschlag, in einer Schublade der Anrichte, die Stempel, die Tintenflecken. Schatten auf einem Papier. Nachts kam nichts als ein schwarzer Schemen zurück und ließ Sand zwischen den unwirklichen Zähnen in den Alpträumen des Heranwachsenden knirschen, der seine Schuldgefühle ausschwitzte. Und als der Vater Jahre später Manuel zum nahen Bahnhof begleitete, von wo aus dieser zum Militärdienst aufbrechen sollte, den er dank Empfehlungen in La Coruña ableisten durfte, legte er dem Sohn die Hand auf die Schulter, sah ihm besorgt in die Augen und sagte: »Mit dir kann mir nichts passieren. Es hat mich viel gekostet, aber du kommst mir zurück«, und mit dieser gewaltsamen grammatikalischen Konstruktion und der verbalen Form, die mehr als eine Ankündigung von Zukünftigem ein unabweisbarer Imperativ war, ließ er den Sohn deutlich wissen, dass er ein Teil von ihm war, wie einst die Kinder, die Manuel bekommen würde, und die Kinder seiner Kinder ein Teil von ihm sein würden, sofern ihm Gott die Gnade gewährte, sie noch zu erleben, aber auch wenn er sie nicht mehr erlebte, denn die Familie war der Fluss, durch den

das Leben strömte, und es war ein einziger Fluss, der sich rückwärts im Dunst der Vergangenheit verlor und vorwärts im Nebel dessen, was da kommen würde. Die Wiese, die Kastanie vor dem Haus und die Steine, die das Haus ausmachten, und der Wald und das Gehege, das alles war Teil des Mannes, der an jenem Morgen auf dem Bahnsteig zurückblieb, und musste auch ein Teil dessen sein, der im Zug fortfuhr und für dessen Sicherheit die Familie ein Gutteil ihres Geldes eingesetzt hatte. Manuel begriff an jenem Morgen, dass sein Vater in ihn investiert hatte, genau wie er investierte, wenn er die Dächer reparierte oder einen neuen Stall baute. Er hatte sein Geld in ihn gesteckt, wie man es jahrelang in einen Betrieb steckt und darauf wartet, dass er eines Tages etwas abwirft. Und der Rekrut wusste, dass es seine Pflicht war zurückzukehren, weil der Körper des Vaters keine weitere Verstümmelung vertrug. Jahre später, während des Krieges, als man ihn einige Monate lang als Soldat der Nationalen an die Aragón-Front schickte, musste er erneut daran denken. Wieder gelang es dem Vater über einen Freund, ihm nach kurzer Zeit einen sicheren Platz in der Intendantur zu verschaffen. Das Haus, der kleine Weinberg am Hang, die Tiere im Stall, sie bedurften seiner Rückkehr. Ein Haus konnte sich nicht auf einen Schwiegersohn oder einen Schwager stützen, auf neu gewonnene Verwandte, die mit Gier auf das blickten, was der Himmel, der Zufall oder – schlimmer noch – kühle Berechnung ihnen in den Schoß hatte fallen lassen. All das ging ihm durch den Kopf, während er den Vater anschaute, der nun, so viele Jahre später, neben ihm saß, und im Labyrinth der Falten sah Manuel jene Augen, die ihn auf dem Bahnhof angesehen hatten und ihn unabweisbar zur Rückkehr verurteilt hatten, und er dachte, dass der Vater die Nachtwache durchhielt wie ein Eigentümer, der sich weigerte, seine

Eigentumsrechte aufzugeben. Es war ein Entschluss, der nicht nur in dem Glanz der Augen abzulesen war, sondern auch in den stark ausgeprägten Furchen zu beiden Seiten des Mundes, in der breiten Hand, in der Art und Weise, wie er die Zigarette zwischen die Kuppen von zwei Fingern nahm. Züge und Gebärden waren eine Einheit, die sich mit dem Begriff Eigentümer bestimmen ließ: Eigentümer des Hauses und der Möbel, der Tiere und Felder, all dessen, was sich in einem geografischen Raum bewegte, der strikt der seine war, der, wie der Same, der seinen Kindern das Leben gegeben hatte, aus ihm hervorgekommen war und sich bis zu einer genauen Grenze hin ausgebreitet hatte, die durch Kaufverträge und Geburtsurkunden festgelegt war und auch durch etwas Diffuses, so etwas wie eine Hülle, die alles umgab, die um alles und über allem lag, die mehr als alles und zugleich nichts war, nur eine Art zu begreifen und zu schauen, die Hand zu bewegen, um das Bein einer verletzten Kuh zu heben, mit kreisendem Arm auf Grenzmauern und Erhebungen des Geländes zu weisen, sich auf die Bank zu setzen und die Wärme zu genießen, die von den Holzscheiten in der steinernen Höhlung seines solide gebauten Kamins ausging. Eloísa kam herein, um einen neuen Topf mit heißem Wasser zu holen, und unterbrach Manuels Gedanken. Sie wechselten ein paar Worte – »es kommt schon, es liegt richtig«, sagte die Unverheiratete, die noch einmal die schmerzhaften Mysterien der Mutterschaft erlebte, ohne an ihren Wonnen teilzuhaben –, und dann, ein paar Augenblicke später, hallten Schritte im Obergeschoss, eine Tür wurde geschlossen, ein halbes Dutzend von zerrissenen Schreien war zu hören und danach eine Stille, die das Tosen des Wasserfalls aufsog und die nach und nach von einem fernen Wimmern gestört wurde, das anwuchs, in deutlich erkennbares Säuglingsschreien überging und die Tiefe der

Nacht ausfüllte. Die beiden Männer sahen sich an und standen auf, der Jüngere mit einer einzigen Bewegung, langsam der Ältere, der die Geste, mit der er Schwung genommen hatte, um sich von der Bank zu lösen, nutzte, um den Zigarettenstummel auf die Glut im Kamin zu werfen. Carmelo Amado, der Neffe jenes Carmelo Amado, den die Sandwüsten Afrikas verschluckt hatten, und der letzte Erbe all dessen, was jenem zugestanden hätte, und auch – als Entschädigung oder Anmaßung, wer konnte das mit Sicherheit sagen? – seines Namens, war geboren. Die Uhr auf der Konsole im Gang zeigte sechs Uhr früh an. Es war der 16. Februar 1948. Als die beiden Männer das obere Stockwerk erreichten, wurden sie vor der Tür der Wöchnerin von der Hebamme empfangen, die das Neugeborene in den Händen hielt und es nun den beiden Männern zur Ansicht entgegenstreckte, die es aus einer wie zuvor vereinbarten vorsichtigen Distanz betrachteten, bevor sie es, einer nach dem anderen, in den Arm nahmen. Als diesem Ritual genügt war und sie flüsternd ihrer Zufriedenheit Ausdruck gegeben hatten, blieb der Ältere vor der Tür stehen, während der Jüngere in das Zimmer hineinging und das Neugeborene mitnahm, das nicht aufhörte zu schreien.

RAÚL VIDAL wusch sich erst die Hände an dem Hahn neben dem Wasserbecken, aus dem ein Schlauch die großen schwarzen Bäuche der Dampflokomotiven füllte. Er machte das jeden Abend, egal ob Winter oder Sommer. Zuvor rieb er Schmierfett und Kohleflecken mit einem Strohwisch ab, und wenn dann die Hände sauber waren, ging er in das Lager, zur Dusche am einen Ende des Raumes, zog sich aus und stellte sich unter den Wasserstrahl, um den ganzen Körper mit kaltem Wasser zu waschen. Es gefiel ihm, in sauberer Kleidung nach Hause zu kommen und die verschmutzte Kluft, die er am nächsten Tag wieder anziehen würde, auf den Bügeln im Magazin zurückzulassen, obwohl daheim seine Frau den Eimer mit heißem Wasser für ihn bereithielt und ihm zuweilen noch den Rücken schrubbte und damit die tägliche Hygiene vervollständigte. Ihm erschien es nicht richtig, in der lumpigen Arbeitskleidung der Bahnarbeiter über die Felder um den Bahnhof und durch die kleinen Gassen zu laufen. Manche Kumpel machten ihre Witze, wenn sie seinen weißen muskulösen Körper unter der Dusche sahen, aber das störte ihn nicht. Er setzte sich zum Abtrocknen auf die Bank vor der schmutzigen Kachelwand, zog die dunkle Hose und das weiße Hemd über, zündete sich eine Zigarette an und machte sich auf den Heimweg. Im Winter färbte sich seine Gesichtshaut nach der Berührung mit dem kalten Wasser rot, besonders wenn er sich dann dem frischen Wind aussetzte, der auf dem weiten Bahnhofsgelände zwischen den abgestellten Waggons pfiff. An solchen kalten Tagen war es schon Nacht, wenn er das Lagergebäude verließ, und er sah auf seinem Weg das Licht der Kneipe, das ihn manchmal für ein paar Augenblicke anzog. Er trank dort ein Gläschen und ging dann weiter

heimwärts. Seit der Geburt seines Sohnes machte er noch kürzer bei der Kneipe halt. Er hatte seine Freude daran, diesen späten und unerwarteten Sohn heranwachsen zu sehen, den Adela empfangen hatte, als sie schon über vierzig war und er sich den Fünfzig näherte. In den ersten Monaten erfreute er sich daran, wie das gierige Mäulchen sich dem großen, dunklen Hof ihrer Brustwarze näherte und Milchtropfen die Lippenränder netzten. Manchmal streckte er unter ihrem empörten Blick den Finger aus, tauchte ihn in die Milch und führte ihn dann zum Mund: Sie war süß und hatte die Wärme jener verborgenen Orte, die er regelmäßig behorchte, nachts oder in den drückenden Stunden der sommerlichen Siesta, wenn das Sonnenlicht durch die Spalten zwischen den Holzblättern der Jalousien unregelmäßige Streifen auf die Wand warf. Manchmal kam er auch näher, um gleichzeitig ihre Brust und das Gesichtchen des Kindes zu küssen. Nach dem Abendessen blieb er am Esstisch sitzen und las unter der Lampe die Zeitungsseiten, die Fahrgäste auf ihren Sitzen oder in den Gepäcknetzen vergessen hatten und die er sich, wenn er heimging, in die Jackentasche steckte. Bevor die Putzfrauen kamen, machte er einen Gang durch die Waggons und sammelte die drei oder vier liegengebliebenen Zeitungen ein, die niemand mehr wollte, nicht einmal, um irgendeine Ware einzuwickeln. Abends daheim las er sie, murmelnd und mit dem Zeigefinger dem Lauf der gedruckten Zeilen folgend, als habe er Angst, sich zwischen ihnen zu verlieren. Adela, seine Frau, und Ana, die Tochter, nähten auf niedrigen Stühlen nah bei ihm, und er las, mit begieriger Aufmerksamkeit über die bedruckte Fläche der Zeitung gebeugt. An manchen Abenden las die Tochter ihm vor. Raúl schloss die Augen halb, hörte sich die Nachrichten an und bat ab und zu, sie möge einen Absatz, dessen Sinn ihm entgangen war, wiederholen. Er hatte ihr

die ersten Buchstaben beigebracht, aber das Mädchen hatte bald gelernt, sie sorgfältig und sicher auszusprechen, zu Worten aneinderzureihen, einige Wörter hervorzuheben und andere auf unauffällige Weise fließen zu lassen. Sie konnte auch bemerkenswert zeichnen, und sie stickte, erledigte als Zwölfjährige schon Arbeiten für die Nachbarschaft und brachte etwas Geld heim, führte auch für die Mutter Buch über die Haushaltsausgaben. Raúl vertrieb sich die Zeit damit, die karierten Hefte durchzublättern, die sie mit Buntstiften bemalte, bis die Figuren entworfen waren, die sie dann auf Stoff stickte: gelbe Entlein und Blumenkörbe, Häuschen mit rotem Ziegeldach und blauen Türen, mit denen sie Bettücher, Kissen, Kittel und Lätzchen für Neugeborene verzierte; verschlungene Initialen zur Auszeichnung der Aussteuer der Bräute oder als Schmuck an manchen Kleiderausschnitten, an den Taschen von Hemden und Pyjamas oder Taschentuchecken. Im Sommer arbeitete Raúl nach Feierabend im Gemüsegarten – er hatte ein Stückchen Land unweit des Hauses gepachtet –, und das Mädchen und die Frau brachten ihm die Vesper und halfen ihm dabei, die Furchen zu ziehen und zu schließen, durch die das Wasser fließen sollte. Zuweilen, wenn er keinen Dienst hatte und das Wetter gut war, verbrachten sie den ganzen Tag im Garten. Eben dort, im Gemüsegarten, hatte er an einem Abend im Frühsommer von der Geburt des Jungen erfahren. Ana war gekommen und hatte gesagt, die Mutter sei plötzlich krank geworden; er war zum Haus gerannt, doch als er ankam, lag das Kind schon sauber und kuschelig auf Adelas Brust. Dieser Junge würde ihm nachschlagen, dachte Raúl, auch er mochte sich nicht verschmutzt den Blicken anderer aussetzen. Am Abend hatte er die Freunde in die Taverne eingeladen, und er war leicht angeheitert und mit einer Zigarre zwischen den

Lippen heimgekommen. Das war die Nacht, in der er seinen Bruder am meisten vermisst hatte. Angeregt vom Alkohol, war er an dem Haus, in dem der Bruder wohnte, unter den Balkons entlanggegangen. Beinahe hätte er nach ihm gerufen, um ihn auf ein Glas einzuladen. Er hatte sich nicht getraut. Die Geburt des Sohnes wäre vielleicht ein guter Grund gewesen, sie nach zwei Jahren, in denen sie nicht miteinander geredet hatten, wieder zusammenzubringen. Sorgsam waren sie sich aus dem Weg gegangen, tatsächlich gab es aber kaum noch einen Ort in Bovra, wo sie hätten aufeinandertreffen können, da sie sich inzwischen in unterschiedlichen Kreisen bewegten. Sein Bruder ging zu den Bällen im Kasino, zu den Ausflugsfahrten, die regelmäßig die gute Gesellschaft der Stadt zu Orten wie Fátima, Lourdes, Ávila oder Santiago de Compostela und auch zu mehr oder weniger entfernten Stränden brachte, er dagegen bewegte sich weiterhin in dem beschränkten Raum zwischen Bahnhof, Kneipe und seinem Haus und ging nur ab und zu in die Bars an der Plaza, um sich dort ein paar Stunden lang mit Hermenegildo zu treffen, seinem Freund aus Kindertagen, der nach seiner Heirat vor ein paar Jahren in die kürzlich an der Landstraße erbaute Siedlung gezogen war. Manchmal ging er mit Hermenegildo auch sonntagnachmittags zum Fußball; damit führten sie eine Jugendgewohnheit fort, die sie über Jahre mit Antonio geteilt hatten. Jetzt konnten sie diesen auf der anderen Seite des Feldes, auf der Tribüne, beobachten, wo er umgeben war von all diesen Krawattenträgern, die sich langsam bewegten, so als schauten sie nur in sich hinein. Es war der einzige Ort, an dem er Antonio hin und wieder sah, und manchmal dachte er, dass er vielleicht gerade deshalb mit immer weniger Lust zu den Spielen ging, denn die Tatsache, dort von fern den Bruder zu sehen, wie er

sich mit der frisch erworbenen Sicherheit bewegte, brachte sein Blut in Wallung, was dazu führte, dass er an solchen Abenden übermäßig trank. Er kam mit schlechter Laune nach Hause und ließ sie an Frau und Tochter aus. Sie waren nicht schuld an seinen Schwierigkeiten. Nach Kriegsende war er weiter Hilfsarbeiter bei Vías y Obras geblieben, während er diejenigen rasch aufsteigen sah, die von außen kamen, ausgestattet mit Empfehlungen, die stets das patriotische Verhalten im nationalen Lager hervorhoben. Selbst jene kamen voran, die vor dem Krieg mit ihm zusammengearbeitet hatten, aber bei der Bahn als Kollaborateure aufgetreten waren: die aus der fünften Kolonne, wie man im Krieg jene nannte, die den Dienst behinderten, mit verräterischer Unlust arbeiteten oder sogar kleine Sabotageakte am Material der Eisenbahn verübten. Er selbst hatte sich nie politisch hervorgetan. Wie fast alle war er Mitglied in der UGT, der sozialistischen Gewerkschaft, gewesen; er hatte in Teruel und in Gandesa im republikanischen Heer gedient, da Bovra republikanisches Gebiet gewesen war und auch weil es seinen Vorstellungen als Arbeiter entsprach, als Proletarier, wie es in jenen Jahren hieß; er hatte seinen Bruder – der bei der Vereinigten Sozialistischen Jugend aktiv gewesen war und darum eingesperrt und zum Tode verurteilt wurde – die drei Jahre lang unterstützt, die dieser im Gefängnis von Alcoy saß. Und für all das zahlte er jetzt bei der Arbeit. Besonders für letzteres. Denn sein Bruder hatte sogleich begonnen, zu eben jenen, die ihn verraten und eingesperrt hatten, Beziehungen zu knüpfen, er hingegen hatte Distanz bewahrt, und diese distanzierte Haltung erst hatte ihm die Aura eines Roten verschafft. Es war unfasslich, dass einer, der ein militanter Roter gewesen war, zu Versammlungen gegangen und Fahnen geschwenkt hatte, bei der Beschlagnahmung der Güter von Bürgerlichen und

Kollaborateuren geholfen und sogar mit einem Benzinkanister die Kirchenfassade besprengt hatte, so dass die Steinreliefs am Portal vom Feuer rußgeschwärzt waren, dass so einer heute etwas zu sagen hatte und sich auf die Freundschaft von Eduardo Alemany, des Besitzers der Weizenmühle und einer Exportfirma für Früchte, stützen konnte. Antonio war aus dem Gefängnis gekommen und hatte es eilig gehabt, die Jahre aufzuholen, die er darin verloren hatte. An dem Tag, als er entlassen worden war, sagte er, während Adela ihm den Kopf mit Petroleum abrieb, um die Läuse zu entfernen: »Weißt du, Raúl, ich habe bereits genug getan. Du weißt nicht, was ich durchgemacht habe.« Raúl meinte ausreichend Bescheid zu wissen. Obwohl er bei Kriegsende nur ein paar Monate im Gefängnis gewesen war, da nichts Belastendes außer der Tatsache, dass er im republikanischen Heer gedient hatte, gegen ihn vorlag, wusste er sehr wohl, was es hieß, Hunger zu leiden, denn in den drei Jahren von Antonios Haft war das wenige Geld, das sie verdienten, bei Fahrten zum Gefängnis draufgegangen, wohin sie ihm das Essen brachten, das sie sich vom Mund abgespart hatten. Im Grunde war Raúl davon überzeugt, dass von ihnen beiden er selbst derjenige war, der mehr Hunger gelitten hatte. Wenn Antonio wüsste, wie oft er nach Hause gekommen war und behauptet hatte, nicht hungrig zu sein, um Adela und dem Mädchen das Nötigste zu lassen und dem Bruder ein paar gebackene Süßkartoffeln bringen zu können, ein Brot, Eier (in jenen Jahren war ein Ei so weiß wie ein Wunder) oder ein paar Orangen. Deshalb, und weil die Angst oder der Groll und die Rachegefühle nie gewisse Grenzen überschreiten sollen, da sie sonst den Menschen klein und zum Nichtsnutz werden lassen, hatte er die Hast nicht verstanden, mit der sein Bruder dem ganzen Ort die Abkehr von seinen alten Ideen vorführte. Als man ihm

erzählte, dass am Sonntagnachmittag im Kino nach Ende der Vorstellung – und gemäß den von den Siegern erlassenen Normen – die Zuschauer aufgestanden waren, um mit hochgestrecktem Arm ›Cara al sol‹ anzustimmen, und dass Antonio, der zwischen ihnen stand, das gleiche getan hatte, und ein alter Franquist ihn vor aller Welt geohrfeigt und gesagt hatte, ein rotes Arschloch habe nicht das Recht, die Hymne des Falangegründers zu beschmutzen, da hatte Raúl gedacht, dass sein Bruder die Grenze überschritten hatte, die für einen Mann die Schande von der Würde trennt, und dass von nun an irgendjemand ihm ein Stück Brot hinwerfen könnte und er es aufschnappen würde, dass man ihm einen Tritt geben könnte und er, wie ein Hund, aufjaulen und davonlaufen würde. Doch sein Bruder ließ sich nicht beirren. Am folgenden Sonntag ging er wieder ins Kino und sang erneut mit halbgeschlossenen Augen ›Cara al sol‹. Und da sagte schon keiner mehr etwas. Und nach wenigen Wochen lud er die Schwester von Alemany mit ihren Freundinnen zu einem Kaffee ein und scherzte auf dem Paseo mit ihnen, vor den Augen eines Städtchens, das noch nicht zum Scherzen aufgelegt war, vor Männern, die noch ihre Brüder, Verwandten und Freunde im Gefängnis hatten und nur deshalb am Sonntag zu dieser Zeit auf den Paseo kamen, weil hier die Tagelöhner für die kommende Woche angeheuert wurden. Raúl wusste nicht, ob Antonio zuerst Partner von Alemany oder Verlobter von dessen Schwester gewesen war, wusste auch nichts von den Demütigungen, die der Bruder hatte ertragen müssen, bevor er in jenem Haus, das sich durch stolze und militante rechte Gesinnung ausgezeichnet hatte, akzeptiert wurde. Tatsache war, dass er nach kurzer Zeit die einzige Tochter der Familie heiratete und dass er, ganz folgerichtig, nicht einmal daran dachte, Adela und ihn einzuladen, die ihn doch während

seiner Haftzeit durchgefüttert und, als er zurückkam, aufgenommen, gewaschen, eingekleidet und ernährt hatten. Raúl empfand Bitterkeit und Verachtung, aber wenn er sah, wie Adela oft bis spät in die Nacht nähte, um das Haushaltsgeld aufzubessern, und wie seine Kollegen bei der Bahn sich auf höher angesehene und bezahlte Posten davonmachten, dann sah er sich selbst auch als armen Mann und fand, dass der Hund, der sich niederkauerte, um das hingeworfene Stück Brot aufzuschnappen, nicht sein Bruder war, der in Alpakaanzüge gekleidet Havannas rauchte und das Lederetui auf der Tribüne am Fußballplatz herumgehen ließ oder den Hut beim Verlassen der Kirche aufsetzte, nein, er selbst war das, der mit Schmieröl und Kohle verschmutzt eine Draisine von Vías y Obras lenkte und anschob oder im Schlamm stand und die Tomaten goss, die seine Frau am nächsten Tag unter sengender Sonne zum Markt brachte; ölverschmutzt machte er am Bahnhof die von anderen verachtete Arbeit und sah, wie seine Frau bis zum Morgengrauen sorgfältig Kleider bügelte, die sie nicht einmal im Traum je würde anziehen können. Dann hätte er sich am liebsten einen Strick um den Hals gebunden, wie man ihn den Hunden umbindet (was war er?); aber dann, einige Zeit später, war außer seinen beiden Frauen auch noch der Junge da. Raúl fing schon an, die Dinge mit ihrem Namen zu verlangen, und schmierte mit Buntstiften in die Hefte, die Ana ihm vorlegte, und zeigte mit dem Finger auf die Dinge und sagte Haus, Baum, Wasser und Hund: mit einem noch halbverschluckten H konnte er schon das Wort für Hund sagen.